

Ingo

Innovation | Gesundheit | Österreich

Mag. Thomas Stelzer, Landeshauptmann von Oberösterreich



Jedes Krankenhaus lebt von der Bereitschaft, sich in den Dienst seiner Mitmenschen zu stellen. Kein technisches Gerät vermag diesen Dienst, dieses Engagement zu ersetzen. Denn Kranksein beansprucht nicht nur den Körper, sondern belastet auch die Seele. Erwin Ringel hat das auf die Formel gebracht: „Krank zu sein kränkt.“

Der richtige Umgang mit genau dieser Kränkung macht das Gesundheitssystem besonders geeignet für soziale Innovationen. Gerade aus dem Gesundheitsbereich kommt auch eine der wahrscheinlich erfolgreichsten und gleichzeitig beeindruckendsten sozialen Innovationen der letzten Jahrzehnte – die Hospizbewegung.

Diese aus England stammende Bewegung ist heute zu einem Fixpunkt des Gesundheitssystems in der westlichen Welt geworden. Sie begann als Eigeninitiative von Spitalsmitarbeitern in einem Londoner Krankenhaus. In der Folge gründeten sich bürgerschaftlich oder kirchlich initiierte ambulante Hospizdienste. Die nächsten Schritte waren die Gründung von Dachorganisationen und die Abstimmung mit der Politik, um rechtliche und finanzielle Rahmenbedingungen zu schaffen.

Damit soziale Innovationen möglich werden, ist also ein gutes Miteinander von Zivilgesellschaft und Politik notwendig. Hier geht es nicht um „privat gegen Staat“, sondern um „privat und Staat“. Wie in anderen Bereichen des Lebens hat sich Politik auch hier in erster Linie als ein Ermöglicher zu sehen.

„Wir brauchen den Mut zu Neuem!“

Die oberösterreichische Gesundheitslandesrätin Mag.^a Christine Haberlander über die Bedeutung sozialer Innovationen im Gesundheitssystem.

Welchen Stellenwert haben gemeinnützige Anbieter im Gesundheitswesen?

Einen sehr großen. Ziel ist es, den Menschen eine hohe medizinische Versorgungsqualität zu bieten, die sich an ihren Bedürfnissen orientiert. Alle Menschen müssen dieselben Chancen auf Gesundheit und Gesundheitsversorgung haben. Das wird durch gemeinnützige Anbieter garantiert.

Warum sind soziale Innovationen gerade im Gesundheitssystem so wichtig?

Sie können Impulsgeber für den gesamten Gesundheits- und Sozialsektor sein. Und sie bringen einen Mehrwert im Hinblick auf Qualitätssteigerungen. Innovationen können aber auch Systemmängel aufzeigen und bieten so die Möglichkeit für Kostenoptimierungen. Es gilt daher, geeignete Rahmenbedingungen zu schaffen und die Innovationsbereitschaft zu forcieren. Kurz gesagt: Wir brauchen den Mut zu Neuem.

In Deutschland wird ein Teil des Gesundheitsbudgets für innovative Projekte zweckgewidmet. Ist so etwas bei uns auch denkbar?

In Oberösterreich haben wir schon bisher innovative Projekte gefördert. Etwa die Kinder- und Jugendkompetenzzentren KIJUK oder das Multidisziplinäre Zentrum für Menschen mit Essstörungen. Wir fragen in Oberösterreich nicht nach der Zuständigkeit, sondern nach dem Nutzen für die Menschen. Im Zuge der Bundes-Gesundheitsreform werden erstmals österreichweit 200 Millionen Euro bis 2020 für innovative und sektorenübergreifende Projekte zur Verfügung gestellt. Das kann sicherlich einen weiteren Innovationsschub auslösen.



Mag.^a Christine Haberlander, oberösterreichische Gesundheitslandesrätin



V. l. n. r.: Dr. Michael Slapnicka, Dr. Paul Rameder, Dr.ⁱⁿ Margarete Schramböck, Mag. Thomas Stelzer, Dr.ⁱⁿ Anja Christanell, Mag. Wolfgang Braun, Dr. Michael Heinisch.

Soziale Innovationskraft als Schlüsselthema

Soziale Start-ups sind wichtig für eine Gesellschaft im Wandel und haben ein hohes Wachstumspotenzial. Dennoch scheitern sie oft an der unternehmerischen Umsetzung. Eine aktuelle WU-Studie zeigt mögliche Lösungsansätze. Dazu gehören eine zentrale Anlaufstelle, Mentoren und privates Risikokapital.

Soziale Innovationen sind für unsere Gesellschaft unerlässlich. Sie können Arbeitsplätze schaffen, den Wohlstand ausbauen helfen und eine Antwort auf eine Sinnkrise in der Gesellschaft sein. Dennoch scheitern soziale Start-ups oft auf ihrem Weg in das Regelsystem. Um herauszufinden, was sie benötigen, um erfolgreich zu sein, hat die Vinzenz Gruppe die Studie „Der soziale Brutkasten: Wie gesellschaftliche Innovationen besser gelingen“ beim „Social Entrepreneurship Center“ der Wirtschaftsuniversität Wien in Auftrag gegeben. Bei einer Veranstaltung zum Thema im Frühjahr 2017 im Linzer Ars Electronic Center legten die Studienautoren den Diskussions- teilnehmern wie dem oberösterreichi-

schen Landeshauptmann Mag. Thomas Stelzer ihre Ergebnisse vor. Ihr Fazit: Spannende Initiativen und Ideen gibt es in Österreich genug, allerdings besteht ein deutlicher Aufholbedarf in puncto Förderung. „Eine zentrale Erkenntnis der Studie ist, dass es meist an Geld für die langfristige Entwicklung fehlt. Daher kommen viele nicht über das Projektstadium hinaus“, analysieren Dr. Paul Rameder und Dr.ⁱⁿ Anja Christanell, die als Co-Autoren gemeinsam mit Univ. Prof. Dr. Michael Meyer, Leiter des Institutes für Nonprofit Management an der WU Wien, die Studie erstellt haben. Ihr Appell: „Es braucht unbedingt Modelle, damit erfolgreiche Innovationen auch breitenwirksam werden können, ohne

Der soziale Brutkasten: Wie gesellschaftliche Innovationen besser gelingen.

Hier finden Sie weitere Informationen: vinzenzgruppe.at/wir-ueber-uns/publikationen

dass die Erfinder befürchten müssen, dass andere mit ihrer Innovation das Geschäft machen.“

Systematischer Wandel gelingt selten Aufgrund des Fehlens einer politischen Gesamtstrategie bleiben die Impulsgeber oft auf sich gestellt und so ihre Innovationen in der Prototypenphase hängen. Es krankt also an der Überführung in den Regelbetrieb. Ein Sachverhalt, der von Studienauftraggeber Dr. Michael Heinisch, Geschäftsführer der Vinzenz Gruppe, aus Praxissicht nur bestätigt werden kann: „Dass es zu dem von allen sozialen Innovatoren angestrebten systemischen Wandel kommt, gelingt zu selten.“ Dabei sind gerade im Gesund-

heitsbereich soziale Innovationen zentral, bringen sie doch Qualitätssteigerungen und erreichen oft unterversorgte Zielgruppen. Ein Positivbeispiel ist hier etwa die Hospizbewegung, die mittlerweile österreichweit etabliert ist. Heinisch: „Das ‚St. Barbara Hospiz‘ ist ein Erfolgsmodell, das zeigt, dass der Zusammenschluss der relevanten Player ein wichtiger Erfolgsfaktor ist.“ Er plädiert dafür, „bei uns selber anzufangen und in unserer eigenen Organisation mehr Ideen zuzulassen sowie den Mitarbeitern bessere Zugänge zu verschaffen, um sich einzubringen“. Seine Erkenntnis: „Wir müssen es als Gesellschaft schaffen, Ideen wie die Hospizbewegung systematisch zu fördern, und dürfen die Durchschlagskraft sozialer Innovationen nicht dem Zufall überlassen.“

Maßnahmenkatalog für Erfolgskonzepte

Um das zu ermöglichen, zeigt die Studie nicht nur Mankos auf, sondern auch konkrete Vorschläge zur Verbesserung der Situation sozialer Start-ups. Denn dass der Ausbau des Sektors auch volkswirtschaftlich Potenzial hat, wird von den Studienautoren betont. So könnte sich die Anzahl an Unternehmen im Social Business in zehn Jahren auf jeden Fall verdoppeln, bei optimalen Bedingungen sogar verzehnfachen, und das könnte bis zu 132.000 zusätzliche Jobs bringen. Um das zu erreichen, ist allerdings ein ganzer Maßnahmenkatalog nötig. Dazu zählen beispielsweise die Schaffung einer zentralen Anlaufstelle, einer „Agentur für soziale Innovation“, sowie eine Plattform von Mentorinnen und Mentoren – also kompetenten und wohlwollenden Systemkennern. „Start-ups fehlen oft technische oder kaufmännische Skills“, weiß auch Dr.ⁱⁿ Margarete Schramböck, A1-CEO, deren Unternehmen mit dem „A1-Start Up Campus“ junge Ideen und innovative Unternehmen fördert. „Wir bieten diese Skills und begleiten die Start-ups drei Jahre lang mit Infrastruktur, Räumlichkeiten, IT-Kosten und Know-how.“

Aber auch die Förderlandschaft sollte ausgebaut und bestehende Strukturen aufgebrochen werden. „Wir müssen den Support für Social Entrepreneurs sicherstellen. Ein Modell dafür wäre eine Anlaufstelle für Social Start-ups nach dem Vorbild der Wirtschaftsentwicklungsagentur“, meint Dr. Michael Heinisch von der Vinzenz Gruppe. Und er ergänzt: „Für die mögliche Finanzierung liegt ein großes, derzeit völlig ungenutztes Potenzial in gemeinnützigen Stiftungen.“

Zudem sei es wichtig, dass die in der Studie festgestellte Skepsis staatlicher Stellen gegenüber privaten Initiativen abgebaut werde. Dr. Michael Heinisch abschließend: „Im Falle sozialer Innovation geht es nicht um ‚privat gegen Staat‘. Die aktuellen Herausforderungen sind nur gemeinsam zu lösen.“



„Wir müssen uns fragen, ob unsere Strukturen von heute noch zu den Herausforderungen von morgen passen. Es gibt im sozialen Bereich Innovationen, die nicht nur für die öffentliche Hand, sondern auch für Private interessant sein könnten.“

Mag. Thomas Stelzer,
Landeshauptmann von Oberösterreich

„Wir etablierten Einrichtungen haben das Fachwissen, dafür fehlt uns oft der Spirit der Gründer von Social Start-ups. Im Moment lernen wir oft mehr von den Start-ups als sie von uns.“



Dr.ⁱⁿ Margarete Schramböck, A1-CEO



„Für die riesigen Herausforderungen, vor denen wir stehen, brauchen wir soziale Innovation. Dabei geht es um eine sinnvolle und notwendige Ergänzung zum bestehenden System, nicht um Konkurrenz.“

Dr. Michael Slapnicka, Leitung
Abteilung „Soziales“, Land OÖ

„Die Vision, auf gesellschaftlicher Ebene etwas verändern zu wollen, sollte bei der Gründung von Start-ups im Vordergrund stehen. Nachhaltiger Erfolg braucht Experten, die nahe an der Betroffenheit stehen.“



Dr. Paul Rameder und Dr.ⁱⁿ Anja Christanell,
Studienautoren und Forscher des Kompetenzzentrums für Non-Profit-Organisationen und Social Entrepreneurship an der WU Wien



„Der Kern eines Gesundheits- und Sozialsystems muss von der öffentlichen Hand kommen. Es gibt aber viele Themen, für die von Visionären Lösungen erarbeitet werden können.“

Dr. Michael Heinisch, Geschäftsführer der
Vinzenz Gruppe

„Social Impact Bonds“ – das erste heimische Modellprojekt

Oberösterreich ist Vorreiter im sozialen Bereich. Mit einem Finanzierungsmodell, das verschiedene Partner wie Investoren, die öffentliche Hand und Sozialdienstleister zusammenbringt, sollen Frauen mit Gewalterfahrung in den Arbeitsmarkt wiederingegliedert werden.

Mit dem österreichweit einmaligen „Social Impact Bond“ PERSPEKTIVE:ARBEIT hat das Sozialministerium in Oberösterreich ein innovatives Projekt zur Bekämpfung der Armut- und Ausgrenzungsgefährdung von gewaltbetroffenen Frauen initiiert. Bei dieser neuen Form der Zusammenarbeit von öffentlicher Hand, Wirtschaft und Zivilgesellschaft im Rahmen eines „Social Impact Bonds“ werden Maßnahmen gesetzt, die eine Ergänzung der bestehenden Angebote zur beruflichen Integration darstellen.

Gestartet wurde das Programm in Linz: Insgesamt 75 von Gewalt betroffene Frauen sollen innerhalb der dreijährigen Laufzeit bis Ende 2018 in eine existenzsichernde Beschäftigung vermittelt bzw. vor dem

Verlust ihres Arbeitsplatzes bewahrt werden. Der Hintergrund: Jede fünfte Frau in Österreich erlebt im sozialen Nahbereich gewalttätige Übergriffe. Die meisten der Frauen kommen aus schwierigen sozialen Verhältnissen, haben kein eigenes Einkommen oder keine Berufserfahrung und sind deshalb meist finanziell von ihrem Misshandler abhängig.

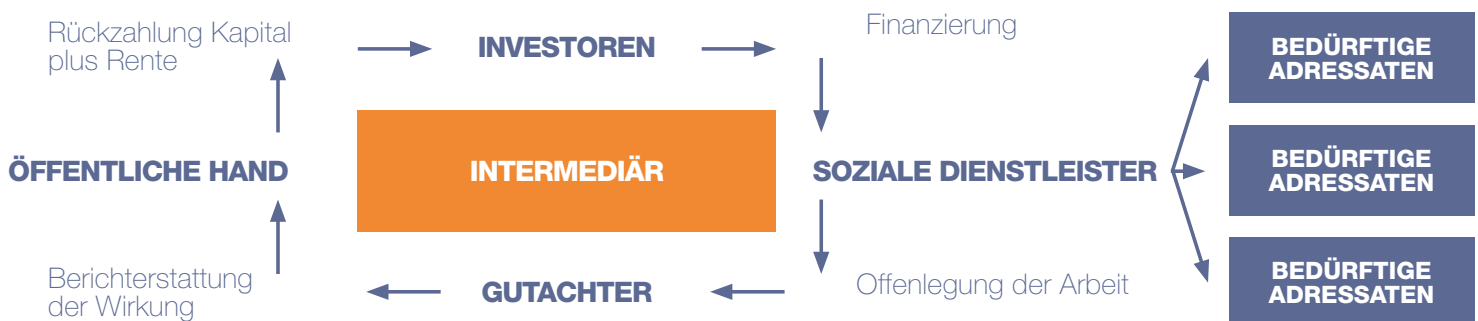
Verschiedene Partner – ein Ziel

Zum Kooperationssteam gehören zwei Projektpartner – das Gewaltschutzzentrum Oberösterreich und das Frauenhaus Linz –, die sich um die operative Umsetzung kümmern. Die Festlegung des Handlungsfelds und der finanziellen Rahmenbedingungen erfolgt durch die öffentliche Hand, in diesem Fall durch Sozialministerium. Das Geld schließlich kommt von der Benckiser-Stiftung (gemeinnützige Juvat GmbH), die rund 800.000 Euro auf drei Jahre zur Verfügung stellt. Die jährliche Verzinsung dafür liegt bei einem Prozent. Im Erfolgsfall bekommen die privaten Financiers also mehr retour. Wird das Ziel

allerdings nicht erreicht, gibt es kein Geld, der „Social Impact Bond“ ist damit quasi eine Spende.

Deshalb wird diese Kooperations- und Finanzierungsform auch „Pay-for-Success-Finanzierung“ genannt. Konkret wird dabei privates Kapital, etwa aus Stiftungen, für ein soziales Projekt akquiriert. Wenn dieses die gemeinsam mit staatlichen Stellen und sozialen Dienstleistern gesteckten Ziele erreicht, wird das Kapital mit einer kleinen Rendite zurückerstattet. Erfolg mit diesem Modell hatte man bis jetzt vor allem in Großbritannien, weltweit gibt es rund 70 solcher „Social Impact Bond“-Initiativen.

Das erste heimische Projekt aus Oberösterreich gilt als Pilotvorhaben und steht vor großen Herausforderungen. Fehlende Qualifizierung und Arbeitserfahrung, Traumatisierung und ein fehlendes soziales Netz machen eine intensive Betreuung und Begleitung der Klientinnen auch nach dem Antritt des Beschäftigungsverhältnisses notwendig.



Das Finanzierungsmodell, das verschiedene Partner wie Investoren, die öffentliche Hand oder Sozialdienstleister zusammenbringt, um soziale Probleme zu lösen, stammt aus Großbritannien. Erstmals kommt es jetzt auch in einem Modellprojekt in Österreich zum Einsatz.